

Wenn das Kino Politik macht

Autor(en): **Everschor, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zoom : Zeitschrift für Film**

Band (Jahr): **49 (1997)**

Heft 10

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-932069>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wenn das Kino Politik macht

Der amerikanische Präsident im Hollywood-Film von einst und heute: In keiner Periode der Filmgeschichte gab es so viele Filme, in denen ein (realer oder fiktiver) Präsident eine Rolle gespielt hat wie im letzten Jahrzehnt.

Franz Everschor

Generationen von Amerikanerinnen und Amerikanern haben das Amt ihres Präsidenten an den grossen Amtsträgern vergangener Jahrhunderte gemessen. George Washington, Thomas Jefferson und Abraham Lincoln prägten das Image des Oberhauptes der Vereinigten Staaten im historischen Rückblick stärker als die meisten Präsidenten der Gegenwart. Auch noch zu Zeiten von Harry S. Truman und Dwight D. Eisenhower näherten sich Presse und Radio den gewählten Führern des Volkes mit Zurückhaltung und Respekt. Selbst John F. Kennedy profitierte von der hohen Meinung, die man dem Präsidentenamt allgemein entgegenbrachte. Mit Richard Nixon und «Watergate» kam der Bruch. Zum ersten Mal sprach man aus, was frühere Generationen nicht einmal zu denken wagten. Zum ersten Mal fiel das harte Wort von einem *crook*, einem Gauner, im Weissen Haus.

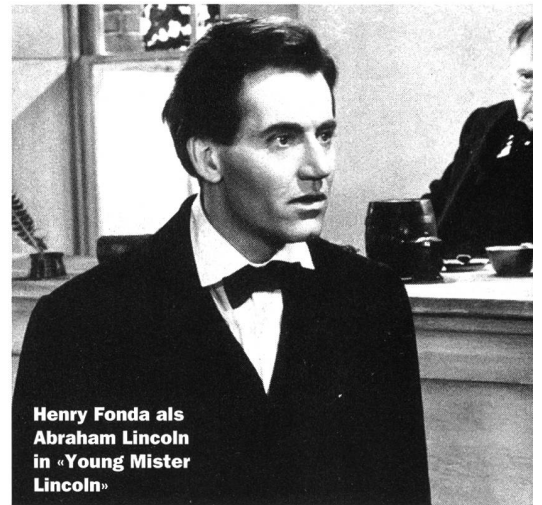
Im Zeitalter der Respektlosigkeit, die spätestens seit den siebziger Jahren der öffentlichen Meinung ihren Stempel aufgedrückt hat, sind auch Präsidenten nicht mehr immun. Schwache oder anfechtbare Amtsinhaber hat es zu allen Zeiten gegeben; aber das Volk hatte sie zum Präsidenten gewählt und brachte ihnen zumindest so lange Achtung entgegen, wie sie im Amt waren. Heutzutage machen Bill Clintons persönliche Schwächen und (unbewiesene) Verfehlungen mehr Schlagzeilen als seine politischen Erfolge. Zu Anfang des Jahrhunderts wäre ein Radiokommentator wie Rush Limbaugh, der seine Einschaltquoten vorwiegend der Verunglimpfung des Präsidenten zu verdanken hat, kurzerhand verhaftet worden. Heute symbolisiert er Denken und Haltung eines Grossteils des amerikanischen Volkes. Wenn sie nicht Limbaugh zuhören, lesen sie Boulevardblätter wie *The Globe* und *The Enquirer*,

die an den Zeitungsständen der Supermärkte die öffentliche Meinung diktieren und weder den Altersbeschwerden Ronald Reagans noch der Privatsphäre von Clintons unmündiger Tochter mit Respekt begegnen.

Zielscheibe für politische Karikaturen

In keiner Dekade der Filmgeschichte gab es so viele Filme, in denen ein (realer oder fiktiver) Präsident eine Rolle gespielt hat, wie im letzten Jahrzehnt. Manchmal nimmt der Präsident nur eine dekorative Nebenrolle ein wie in Wolfgang Petersens «In the Line of Fire» (1993) oder in Alan J. Pakulas «The Pelican Brief» (1993). Gelegentlich hört man ihn nur am Telefon wie in Hugh Wilsons «Guarding Tess» (1994), oft ist er nicht mehr als attraktive Staffage wie in David Mickey Evans' «First Kid» (1996). In der Mehrzahl der Filme wird der Präsident von einem Schauspieler dargestellt. Die Liste der letzten Jahre reicht von Jack Nicholson und Gene Hackman bis zu John Travolta, den man demnächst als eine Art Clinton-Imitation in Mike Nichols' «Primary Colors» sehen wird.

Ab und zu ist es aber auch ein richtiger Präsident, der sich in die Kinohandlung einschleicht. Robert Zemeckis ist ein Meister solcher tricktechnischer Kreationen. Ihm haben Lyndon B. Johnson in «Forrest Gump» (ZOOM 10/94) und Bill Clinton in «Contact» (s. Kritik S. 36) spektakuläre Auftritte zu verdanken. Ganz aus der Reihe fallen die Präsidenten-Filme Oliver Stones, «JFK» (ZOOM 2/92) und «Nixon» (ZOOM 2/96). Befürworter wie Gegner dieser Filme werden einräumen müssen, dass Stone weder auf eine Veralberung noch auf eine Verunglimpfung aus war, sondern sich ernsthafte, wenn auch in manchem subjektiv verbohrt mit Person, Vorgängen



Henry Fonda als Abraham Lincoln in «Young Mister Lincoln»

und Zeitepoche auseinandergesetzt hat. Seine Filme werden als individuelle Kommentare auch dann noch Gültigkeit besitzen, wenn all die spekulativen Präsidenten-Porträts der neunziger Jahre längst der Vergangenheit anheimgefallen sind.

Christopher Cases «Ultimate Movie Thesaurus» listet unter dem Stichwort «Präsidenten» 53 Filme auf, in denen die allerneuesten nicht einmal enthalten sind. Die Liste reicht von John Fords «Young Mr. Lincoln» (1939) bis zu Jim Abrahams' «Hot Shots! Part Deux» (1993), von den gestandenen Präsidentenfiguren eines Henry Fonda, Raymond Massey und Fredric March bis zu Kevin Klines in mehr als einer Hinsicht behindertem Staatschef, der durch einen ahnungslosen Doppelgänger ersetzt wird. Auf der einen Seite zählen Medienmanager und Hollywood-Stars zu den spontansten und wichtigsten Wahlhelfern jedes Kandidaten für das Präsidentenamt; auf der anderen Seite können sich ihre Filme neuerdings nicht genügen, das höchste Amt im Staat als Zielscheibe für politische und moralische Karikaturen zu benutzen, die übrigens nicht allein im *talk radio*, sondern auch in den bejubelten Fernsehsendungen eines

Jay Leno und David Letterman ihre Entsprechung finden.

Der schon erwähnte handlungsunfähige Präsident, den Kevin Kline in Ivan Reitmans Komödie «Dave» (1993) spielt, erlitt einen Herzanfall als Folge von zuviel ausserehelichem Sex. Tim Burton lässt seinen Präsidenten in «Mars Attacks!»

gegenüber den höchsten Repräsentanten seines Willens einer Revision unterzogen. Der bis zum heutigen Tag als Mensch idealisierte Ronald Reagan bescherte den Amerikanern die gravierendste wirtschaftliche Rezession seit den dreissiger Jahren, George Bush schickte junge Soldaten zu Tausenden in den Golfkrieg, und

Bill Clinton hat sich so sehr in Immobilienskandale und Sex-Anschuldigungen verfangen, dass vom Glanz des Präsidentenamtes nicht mehr viel übriggeblieben ist. Politische Resignation oder verzweifelte Restaurationsversuche sind die Folgen. Man sehnt sich nach einem hemdsärmeligen, aber vertrauens-

würdigen Teddy Roosevelt und weiss gleichzeitig sehr wohl, dass im Intrigenklügel und Opportunismus heutigen Parteibetriebs keine noch so geringe Chance besteht, etwas Besseres als Newt Gingrich oder Richard Gephardt zu bekommen.

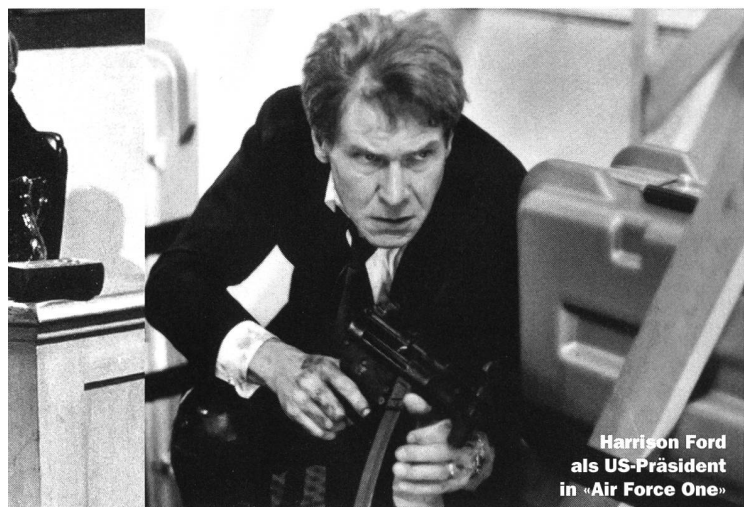
Grundsätze und Prinzipien wichtiger als Politik

Mit dem Finger am Puls der zahlenden Zuschauer hat Hollywood die Situation beim Schopf gepackt und den Präsidenten auch im Filmtheater vom Sockel der Bewunderung gestossen. Freigegeben als Kinoheld ohne Privilegien, genießt er auf der Leinwand keine anderen Vorrechte als die mächtigen Rancher im alten Westen. Bis ausgerechnet ein Deutscher nach Hollywood kam, um nach guter alter Kinomanier den Millionen amerikanischen Frustrationsopfer ihre geheimsten Wünsche von der Stirn abzulesen. Zuerst verwickelte er sein Publikum noch in ein psychologisches Katz-und-Maus-Spiel um politische Integrität und gelebten Patriotismus, um im zweiten Anlauf dann genau jene Idealfigur vor das Publikum zu stellen, die alle erhoffen, aber von

der sie nur im Kino zu träumen wagen. Clint Eastwood trug als einstiger Leibwächter des Präsidenten noch alle Spuren des von Selbstzweifeln geplagten Idealisten, der an das höchste Amt im Staat glaubt wie an ein gottgegebenes Mandat. Von Harrison Ford sind alle Zweifel abgefallen. Aufrecht, selbstbewusst und entschlossfreudig hat er nicht nur das Zeug zum Präsidenten, nein, er ist der Präsident.

Wolfgang Petersens «In the Line of Fire» und «Air Force One» sind Actionfilme nach dem Geschmack amerikanischer Kinogänger. Aber sie sind auch Reisen ins Unterbewusste eines Publikums, das sich im Dunkel des Filmtheaters zeigen lässt, was es im Licht des Alltags so klar und deutlich denn doch (noch) nicht auszusprechen wagt. Ein anderer Deutscher, Roland Emmerich, hatte dem Publikum bereits den Präsidenten als Draufgänger offeriert, aber erst Petersen gibt ihm in «Air Force One» einen Präsidenten mit Autorität, Kompromisslosigkeit und Wagemut. Es ist die Kombination dieser Eigenschaften, die Amerika an seinen realen Präsidenten so lange vermisst hat und die es beflügelt, dem Leinwand-Präsidenten Harrison Ford begeistert zu applaudieren. Selbst im Angesicht der Gefahr lässt sich dieser Kino-Präsident nicht von seinen moralischen Prinzipien abbringen, sogar dann nicht, wenn es heisst, das eigene Leben zu riskieren. Nicht zufällig wird in Berichten über den Film immer wieder der Name Teddy Roosevelt genannt, der Name eines Mannes, der seinen Grundsätzen treu geblieben ist und sich durch nichts von einem als richtig erkannten Kurs abbringen liess.

Mit «Air Force One» hat Petersen beim amerikanischen Publikum einen Nerv getroffen. Sogar politische Kommentatoren fühlten sich bewegt, die Parteien im Land aufzufordern, sich an diesem Hollywood-Film ein Beispiel zu nehmen. Vielleicht, heisst es da bei einem Washington-Korrespondenten, könnten Republikaner und Demokraten von dem Triumph dieses Kino-Präsidenten ja etwas lernen: Amerikaner wollen, dass ihre gewählten Führer gemachte Versprechen halten und Prinzipien wichtiger nehmen als Politik. ■



Harrison Ford als US-Präsident in «Air Force One»

(ZOOM 3/97) als selbstgefälligen Popanz daherreiten, der sich abwechselnd wie Franksteins Monster oder wie John Wayne gebärdet. Peter Segals «My Fellow Americans» (1996) thematisiert die «Ehrbarkeit» von Staatsoberhäuptern, indem Jack Lemmon und James Garner als Ex-Präsidenten auf den zur Zeit amtierenden, gerissenen Dan Aykroyd losgelassen werden. In Dwight Littles «Murder at 1600» (1997) geht es um ein blutbesudetes White-House-Badezimmer. In Clint Eastwoods «Absolute Power» (ZOOM 6-7/97) fällt dann schliesslich die letzte Hemmschwelle: Der Präsident wird als Sexualsadist und finsterner Mordbube entlarvt. Zwischen solche Präsidenten-Porträts fügen sich alle Schattierungen komischer und heroischer Darstellungen, von dem lebenswürdigen Wunschtraum-Präsidenten in Rob Reiners «The American President» (1995) bis zu Roland Emmerichs Staatsoberhaupt als Kriegsheld und draufgängerischer Lebensretter in «Independence Day» (ZOOM 9/96).

Seit der Ermordung John F. Kennedys und der Demaskierung Richard Nixons im Watergate-Skandal hat das amerikanische Volk die «adorative» Haltung